

Glenda Revell  
Ungewollt und doch geliebt

*Glenda Revell*

**Ungewollt  
und doch geliebt**

*Wie Gott mich durch Leid  
und Ablehnung führte*

*Vorwort von Elisabeth Elliot*

betanien

Für  
Elisabeth Elliot Gren,  
die mir vom himmlischen Vater  
geschenkt wurde,  
um mein Leben  
ganz zu machen.

Bibelstellen sind – wenn nicht anders angegeben – der Schlachter 2000 entnommen. Die Namen von in diesem Buch erwähnten Personen wurden geändert.

1. Auflage 2010

© Grace & Truth Books, Sand Springs, Oklahoma, 2006

Originaltitel: Glenda' Story

© der deutschen Übersetzung: Interessengemeinschaft für Biblische Seelsorge, Zürich, [www.biblische-seelsorge.net](http://www.biblische-seelsorge.net)

Herausgeber: Betanien Verlag e.K.

Postfach 1457 · 33807 Oerlinghausen

[www.betanien.de](http://www.betanien.de) · [info@betanien.de](mailto:info@betanien.de)

Übersetzt von Merita Göldi

Umschlaggestaltung: Katharina Dyck, Schloss Holte

Satz: Betanien Verlag

Herstellung: Bercker, Kevelaer

ISBN: 978-3-935558-94-5

## Inhalt

Vorwort .....	7
Einleitung .....	11
1. Vom Mutterleib an am Leben erhalten .....	15
2. Hin- und hergeschubst .....	21
3. In den Nachtwachen .....	25
4. Ein böses Herz .....	29
5. Wer bist du? .....	35
6. Fantasien, Lieder und Einsamkeit .....	41
7. Überraschung! .....	47
8. Veränderungen und Entscheidungen .....	63
9. Hungernd nach Liebe .....	67
10. Der erste Tag des Lebens .....	77
11. Nichts soll mich mehr verletzen .....	91
12. Freude in Strömen .....	99
13. Kopfschmuck statt Asche .....	119
Dank .....	125

## Vorwort

Beharrlich habe ich auf den Herrn geharrt,  
da neigte Er sich zu mir und erhörte mein Schreien.  
Er zog mich aus der Grube des Verderbens,  
aus dem schmutzigen Schlamm,  
und stellte meine Füße auf einen Fels;  
Er machte meine Schritte fest  
und gab mir ein neues Lied in meinen Mund,  
ein Lob für unseren Gott.  
Das werden viele sehen und sich fürchten  
und werden auf den Herrn vertrauen.  
*Psalm 40,2-4*



Verlassenheit, Abtreibung, sexueller Missbrauch, Sucht, Ehebruch, Alkoholismus, Entfremdung, Autoaggression, Magersucht – das sind Begriffe, die noch vor einigen Generationen kaum verstanden wurden, heute jedoch in aller Munde sind; Begriffe, denen wir uns schwerlich entziehen können, wenn wir eine Zeitung zur Hand nehmen oder den Fernseher einschalten. Man hält es heute für allgemein erwiesen, dass diese Sünden und Leiden nur mithilfe von Gesetzen bekämpft werden könnten oder durch etwas, was früher weitgehend unbekannt war: Seelsorge. Die Ergebnisse solcher Maßnahmen sind nicht immer berauschend.

Die Geschichte von Glenda Revell, in der alle diese Begriffe vorkommen, zeigt die wunderbare Wirkung einer viel älteren Lösung – einer Lösung, nach der heute nur selten gesucht wird, höchstens als Verzweiflungshandlung: das Kreuz Jesu Christi. Erinnern Sie sich an die Erlebnisse des Christen auf der Pilgerreise?

So rannte er weiter bis zu einem Hügel, auf dem ein Kreuz stand. Etwas weiter abwärts, am Fuß des Hügels befand sich ein Grab. Und ich sah in meinem Traum, wie Christ das Kreuz erreichte und sich im selben Moment die Bürde von seinen Schultern löste und von seinem Rücken fiel. Polternd rollte sie den Hang hinab, bis sie die Öffnung des Grabes erreichte, in der sie auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Christ war froh und erleichtert und sagte fröhlich:  
»Er hat mir Ruhe gegeben durch Sein Leiden und Leben  
durch Seinen Tod.«<sup>1</sup>

Glenda – ein kleines Mädchen – hatte keine Ahnung davon, dass ihre Leiden weitverbreitet waren. Sie trug eine schwere Last von Schuld und Furcht, hatte nie etwas von Seelsorge gehört, und wenn sie davon gehört hätte, hätte sie nicht gewusst, an wen sie sich hätte wenden sollen. Ihre Geschichte ist ein schrecklicher Beweis für die Realität der Sünde und die Gefahren des Lebens in einer verdorbenen Welt. Und doch zieht uns diese Geschichte himmelwärts und zeigt uns das Wirken eines liebenden Vaters, der ihr Herz kannte, ihre Tränen sah und sie durch Seine überwältigende Gnade zu jenem »altrauen Kreuz« führte, von dessen Botschaft gesagt wird, was von nichts anderem in der ganzen Welt gesagt werden kann: »... *es ist Gottes Kraft zur Errettung für jeden, der glaubt ...*« (Römer 1,16).

Wie zu biblischen Zeiten erwählt Gott auch heute noch die Schwachen dieser Welt, um die Starken zu beschämen; Er erwählt das Niedrige, ja sogar das Verachtete. Er sagt uns, dass »die Weisheit dieser Weltzeit vergeht«. Es gibt eine andere Weisheit, die auf den folgenden Seiten aufgezeigt wird – »Torheit«, für jene, die Gottes Geist nicht haben – doch »*keinem Menschen [ist] ins Herz gekommen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben*« (1. Korinther 2,9).

Wie wenig wusste die kleine Glenda! Welche Gelegenheit hatte sie zu lernen? Welches Maß an menschlicher Hilfe war für sie zugänglich? Welche Kraft zog sie, ganz allein, am Sonntagmorgen zu jener Kirche oder unter die Trauerweide, um mit Gott zu reden? Ihr einfaches Zeugnis redet deutlich

und freudig – es gibt keinen Winkel auf der Erde, in den das »Licht der Welt« nicht scheinen kann, kein Herz, das zu verwundet ist, um nicht geöffnet und geheilt zu werden, nichts Böses, das unser Herr Jesus nicht überwinden könnte.

Elisabeth Elliot Gren,  
Magnolia, Massachusetts/USA

<sup>1</sup> John Bunyan. Pilgerreise. Johannis, Lahr. 1998. S. 47.

## Einleitung

### *Ich bin Sein und Er ist mein*

Geliebt mit ewiger Liebe,  
durch Gnade geführt, diese Liebe zu erkennen –  
Geist, der von oben her weht,  
Du hast mich das gelehrt!  
Oh dieser umfassende und vollkommene Frieden,  
oh diese göttliche Offenbarung –  
in einer Liebe, die nie aufhören kann,  
bin ich Sein und ist Er mein.

*Wade Robinson*



Wenn dies nur eine Geschichte über mein Leiden wäre, wäre sie nichts Besonderes, denn Leiden ist so alltäglich wie das Leben selbst. Dies ist jedoch vielmehr mein Bericht über einen außergewöhnlichen Retter, der Licht in der Dunkelheit, Freude in der Trauer und Frieden im Schmerz bringt.

Du hast mir meine Klage in einen Reigen verwandelt; du hast mein Trauergewand gelöst und mich mit Freude umgürtet, damit man Dir zu Ehren lobsinge und nicht schweige. O Herr, mein Gott, ich will Dich ewiglich preisen! (Psalm 30,12-13)

Da dies Gottes Geschichte ist und nicht meine, habe ich mich beim Erzählen auf Seine Hilfe verlassen. Ich habe auf Ihn vertraut, dass er mir hilft, so ehrlich wie möglich zu sein. Erinnerungen sind manchmal verschwommen. Ich habe versucht, nur jene Erinnerungen einzubeziehen, die mir klar sind, damit ich die Geschichte nicht mit unsachlichen Wahrnehmungen ausmale. Das Weglassen genauer Einzelheiten in Bezug auf einige meiner schmerzhaftesten Erfahrungen war nötig; ich hatte das Gefühl, dass das »*was heimlich von ihnen [den Werken der Finsternis] getan wird, schändlich auch nur zu sagen ist*« (Epheser 5,12).

Es ist meine Überzeugung, dass Gott Sein Gebot »*Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren*« (2. Mose 20,12) nie außer Kraft gesetzt oder eingeschränkt hat. Ich mache

in diesem Bereich eine Gratwanderung, denn ich wollte auf keinen Fall das Andenken an meine Eltern entehren. Welch persönliches Leid müssen sie erlitten haben! Meine einzige Sorge ist, dass ich es für sie nicht wieder gutmachen konnte.

Mein Gebet ist, dass Gott meine Geschichte gebrauchen wird, um Menschen mit einer ähnlichen Vergangenheit zu ermutigen und zu stärken und dadurch Ihn zu ehren. Damit gehe ich ein großes Risiko ein, denn meine Seele wird auf diesen Seiten bloßgelegt. Mal angenommen, meine Bemühungen führen nirgendwohin und helfen niemandem? Trotzdem war ich gehorsam. Ist Gott nicht in der Lage, zu bewahren, was ich Ihm übergeben habe?

Wenn Sie die Geschichte von meinem Leben und der Liebe meines himmlischen Vaters lesen, brauchen Sie mich bitte nicht im Geringsten zu bedauern oder Mitleid mit mir zu haben, denn mein himmlischer Vater hat mir wohlgetan (Psalm 142,7) und wird es für mich vollbringen (Psalm 138,8).

## *Vom Mutterleib an am Leben erhalten*

Jeden Tag ist der Herr selbst mir nahe,  
mit besonderer Gnade in jeder Stunde;  
all meine Sorgen möchte Er gern tragen  
und mich aufmuntern,  
Er dessen Name Ratgeber und Macht ist.  
Sein Kind und Schatz zu bewahren,  
ist eine Aufgabe, die Er Sich selbst auferlegt hat;  
»Wie deine Tage, soll auch deine Kraft richtig bemessen  
sein« (5. Mose 33,25).  
Das hat Er versprochen.

*Lina Sandell*



1951 wurde ein ungewolltes, außerehelich gezeugtes Baby in eine Familie in Portsmouth in den USA hineingeboren. Das dadurch ausgelöste Chaos zerstörte das Leben der Mutter, ihres Ehemannes und der gemeinsamen zehnjährigen Tochter.

Im selben Jahr schrieb Jim Elliot:

Klar gehören Schicksal und Tragik, Zwecklosigkeit und um Haaresbreite-Verpassen zur menschlichen Erfahrungswelt. Aber sie sind nicht alles – und ich bin nicht einmal sicher, dass sie einen großen Teil davon ausmachen – auch nicht im Leben von Menschen, die keinen Schöpfer und keine Schöpfung kennen. Was mich anbelangt, habe ich eine noch größere Macht gesehen, die Macht des endgültigen Guten, das durch scheinbar Schlimmes wirkt. Nicht, dass immer alles rosa wäre; es gibt wirklich Schlimmes, Kämpfe, Dunkles, unvernünftiges Schicksal, Fehler, »Wenn-doch-Nurs« und alle Härtefälle, die man sich nur vorstellen kann. Aber darin beginne ich einen Plan zu entdecken, der viel größer ist, als es sich überhaupt jemand vorstellen kann.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Elisabeth Elliot, *Shadow of the Almighty*, (New York: Harper & Row, 1989; deutsch: »Im Schatten des Allmächtigen«).

Diese Geschichte handelt nicht von den dunklen Mächtschäften des Schicksals, sondern von den wunderbaren Werken eines liebenden Gottes. Es ist keine Erzählung der Zurückweisung und Verzweiflung (obwohl diese darin vorkommen), sondern der Errettung und Hoffnung, der ewigen Liebe und Gnade und des letztendlichen Wohls. Es ist die Geschichte meines Lebens, denn ich war jenes uneheliche Baby. Und ich habe gesehen, dass Gott alles in seiner Hand hat.

Denn Du bist meine Hoffnung, o Herr, Du Herrscher, meine Zuversicht von meiner Jugend an. Auf Dich habe ich mich verlassen vom Mutterleib an, vom Mutterschoß an hast Du für mich gesorgt ... (Psalm 71,5-6)

Wenn diese Ereignisse heute anstatt in den 1950er Jahren stattgefunden hätten, gäbe es vermutlich keine Geschichte zu erzählen. Meine Mutter hätte von ihrem »Recht an ihrem eigenen Bauch« Gebrauch gemacht. Unter den gegebenen Umständen ging sie sogar zu jener Zeit beinahe zu einem »Hinterhof-Abtreiber«, aber nachdem sie einige abscheuliche Geschichten gehört hatte, änderte sie ihre Meinung in letzter Minute. Zu einem späteren Zeitpunkt in der Schwangerschaft überkam sie Bedauern und sie versuchte, aus einem fahrenden Auto zu springen. Wir wurden gerettet, weil ihre Schwester sie zurückhielt. (Ich nannte sie »Tantchen« und sie erzählte mir viele dieser Geschehnisse Jahre später, als ich sie darum bat.) Gottes gnädiges Eingreifen in meinem Leben hatte begonnen.

Meine Mutter war vierzig, als sie feststellte, dass sie mit mir schwanger war. Sie war seit zwölf Jahren verheiratet, aber sie und ihr Mann lebten nicht wie Mann und Frau. Sie hatten ein Kind, Susan, das zehn Jahre alt war. Ein zufälliger Beobachter hätte die drei wohl als glücklich bezeichnet.

Aber etwas war ernsthaft falsch. Meine Mutter hatte sich von einer »geselligen« Trinkerin zu einer mäßigen bis starken Trinkerin entwickelt. Und trotz der christlichen Werte, die ihr als Kind beigebracht worden waren, fing sie an, wechselnde Sexualpartner zu haben.

Susan hat mir erzählt, was ihr aus jenen Jahren in Erinnerung geblieben ist. Sie erinnert sich, dass sie recht glücklich und unbekümmert waren. Sie stand ihrem Vater besonders nahe. Als unsere Mutter viel zu trinken begann, kam ihr niederträchtiges Wesen stärker zum Vorschein. Susan erinnert sich, wie sie mit dem Bus in die Stadt fuhren und sie in der Halle des Marineoffiziersklubs zurückgelassen wurde (wir lebten in einem Ort, an dem die Marine stationiert war), während Mutter für lange Zeit mit einem Mann verschwand. Susan hat lebhaftere Erinnerungen an diese Erlebnisse und ich frage mich, wie stark diese den Verlauf ihres Lebens beeinflusst haben. Meine Schwester hat viermal geheiratet und sich immer wieder scheiden lassen, und heute ist ihr Leben voller Bitterkeit, Einsamkeit und Elend.

Als die Schwangerschaft meiner Mutter ihren Lauf nahm, sank sie in eine Depression, trank viel und rauchte ununterbrochen. Die Schuld musste sie übermannt haben und sicherlich gab es viele »Wenn-doch-Nurs«. Dann traf sie ein weiterer Schlag.

Meine Mutter war lebenslustig wie ein Mädchen und sehr attraktiv. Sie hatte glänzendes, braunes Haar und dunkelbraune Augen, und sie genoss es, sich mit einer tief-bronze-farbenen Bräune zu zeigen. Auch mit vierzig Jahren genoss sie noch die Komplimente, die sie für ihre wunderbare Haut bekam. Es war deshalb ein großer Schock für sie, als sie im sechsten Schwangerschaftsmonat eines Morgens aufwachte und ihr Gesicht, ihr Hals, ihre Arme, Hände und Beine voller milchig weißer Flecken waren. Sie hatte die Weißfle-

ckenkrankheit bekommen, eine Hauterkrankung, welche die Bildung von Melanin verhindert (die weißen Flecken beinhalten kein Pigment mehr und sind scharf gezeichnet von überpigmentierten Rändern). Die Krankheit ist entstellend und es gibt kein Heilmittel dagegen. Ich glaube, das hat den Geist meiner Mutter gebrochen. Und es schürte das Feuer der Zurückweisung gegenüber ihrem ungeborenen Kind, denn sie war immer der Meinung, die Schwangerschaft habe irgendwie ihre Weißfleckenkrankheit verursacht.

Währenddessen musste ihr Mann eine persönliche Neuausrichtung vornehmen. Es war klar, dass das Kind nicht von ihm war. Warum er trotzdem blieb, ist ein Geheimnis. Er war ein unbekümmerter Mensch, der sich von seiner zunehmend schwieriger werdenden Frau schon vor langer Zeit entfremdet hatte, aber er verehrte seine Susan. Seine Liebe zu ihr wog seinen Abscheu und Zorn über die Untreue meiner Mutter bei Weitem auf. Er war außerdem so hochgradig antriebslos, dass ich glaube, er hätte uns nie verlassen können. Er war ein gefangener Mann.

Am 14. Februar 1951 kam ich per Kaiserschnitt zur Welt. Ich atmete nicht. Der Arzt und das Pflegepersonal reanimierten mich und legten mich für zwei Wochen in einen Brutkasten, wo ich bald Fortschritte machte und zu gedeihen begann. Trotz des gefährlichen Umfelds, in dem ich gezeugt wurde und heranreifte, war ich gesund.

Mein biologischer Vater war schon lange verschwunden. Ich sah weder je sein Gesicht, noch hörte ich seinen Namen. Vielleicht erfuhr er gar nie von mir. Aber mein jetziger himmlischer Vater kannte mich und Er erhielt mich am Leben.

## *Hin- und hergeschubst*

### *Alle Dinge dienen zum Besten*

Alle Dinge dienen zum Besten, das wissen wir –  
es ist Gottes großartiger Plan;  
Er bestimmt alle unsere Schritte auf der Erde  
mit göttlichen Absichten.

...

Eines Tages wird der Weg, den Er für mich ausgewählt hat,  
vollkommen verständlich sein;  
Im deutlicheren Licht des Himmels werde ich erkennen:  
Alle Dinge dienen zum Besten.

John W. Peterson



Wenn auch mein Vater und meine Mutter mich verlassen, so nimmt doch der Herr mich auf. (Psalm 27,10)

Mein biologischer Vater kommt in dieser Geschichte nicht vor. Es ist einfacher für mich, den Mann meiner Mutter als meinen Vater und Susan als meine Schwester zu bezeichnen. Mein Vater gab mir seinen Nachnamen und sorgte für meinen Lebensunterhalt, wofür ich immer dankbar sein werde.

Während der ersten fünf Jahre meines Lebens war ich oft unter der Obhut des Bruders meines Vaters, Bob, und seiner Frau Edith. Meistens war dies der Fall, wenn meine Mutter zur Behandlung von blutenden Geschwüren ins Krankenhaus musste (zwei- oder dreimal pro Jahr). Sie war gewöhnlich für längere Zeit im Krankenhaus und wurde »ausgetrocknet«. Außerdem bekam sie eine spezielle Ernährung und Medikamente gegen ihr Magengeschwür. Jene Wochen waren wunderbare Atempausen für mich.

Die Familie meines Vaters kam aus dem Zentrum Pennsylvanias. Sie waren fünf Brüder, die in einer kleinen Wohnung im oberen Stock in Armut aufwuchsen. Drei der Brüder verbrachten ihr ganzes Leben in Pennsylvania, aber Bob zog etwa 1936, kurz nachdem er geheiratet hatte, auf der Suche nach Arbeit in den Südosten Virginias. Er hatte gehört, dass es dort in der Norfolk-Marinewerft viele offene Stellen gab. Tatsächlich bekam er kurze Zeit nach seiner Ankunft dort einen Job. Er schrieb nach Hause und drängte

seinen jüngsten Bruder – meinen Vater –, herzukommen und sich niederzulassen.

Arbeitsstellen waren zu jener Zeit knapp, und so kam mein Vater, ein gelernter Maschinist, umgehend her und auch er wurde bei der Norfolk-Marinewerft angestellt. Beide Brüder blieben bis zu ihrer Pensionierung in Virginia.

Onkel Bob ist mir als großer, kräftiger, lauter Mann mit einem breiten Lachen in Erinnerung. Er war begeistert von Eisenbahnen und hatte auf dem Dachboden eine riesige elektrische Modelleisenbahn aufgebaut. Wie ich mich doch danach sehnte, hinaufzugehen und diese Züge zu sehen, aber er nahm mich nie mit. Er dachte vermutlich, ein kleines Mädchen hätte kein Interesse an Eisenbahnen, und ich war zu schüchtern, um ihn zu fragen.

Tante Edith war still und sehr hübsch. Ihre Gelassenheit beruhigte mich. Sie war überhaupt nicht herzlich, aber ich war Zuneigung auch nicht gewohnt. Und sie sorgte gut für mich.

Ich erinnere mich deutlich an einen Nachmittag, als Tante Edith Rüben kochte. Ich spielte »Krankenhaus« mit einem Kind aus der Nachbarschaft und meine Tante belieferte uns reichlich mit Rübensaft-»Medizin«. Wir waren begeistert von der Idee und behandelten einander den ganzen Nachmittag lang wieder und wieder. Wir hatten wohl dreieinhalb Liter von diesem Zeugs getrunken. Seit diesem Tag kann ich kein Rübenfeld mehr ansehen, aber die Erinnerung an dieses Kindheitsspiel ist eine meiner kostbarsten und schönsten.

Ich wage nicht mir vorzustellen, was in jenen frühen Jahren mit mir hätte geschehen können, wenn Gott nicht zu meinen Gunsten eingegriffen hätte. Meine Tante und mein Onkel, obwohl sie nicht einmal blutsverwandt waren, boten mir Trost in ihrem Heim. Wenn ich bei mir zu Hause war,

wurde ich manchmal grausam geschlagen. Im Alter von drei Jahren wurden mir meine zwei Vorderzähne herausgeschlagen. Ich weiß nicht mehr viel von diesen Schlägen, aber ich erinnere mich daran, dass mir diese Zähne vier Jahre lang fehlten.

Als ich etwa fünf war, wurde ich aus dem Heiligtum des Heims meines Onkels herausgerissen. Ich erinnere mich daran, dass sich mein Vater und Onkel Bob stritten und sich anschrien und beschimpften. Vielleicht waren meine Tante und mein Onkel müde von der Verantwortung, für das Kind eines anderen zu sorgen. Ich weiß wirklich nicht, warum sie mich am Anfang überhaupt aufgenommen hatten. Aber jetzt war es an der Zeit, die Zuflucht ihres Heims zu verlassen und in die Zuflucht des Schattens der Flügel Gottes einzutreten, obwohl mir diese Zuflucht unbekannt war. Er wurde mein Retter, viel mehr als es Menschen sein können. In Seinen Armen nahm Er mich auf.



Iva Ropp und ich als ich viereinhalb war. Iva war eine Nachbarin, die ich sehr liebte. Sie schaute manchmal zu mir, wenn meine Mutter im Krankenhaus war. Sie nähte auch Kleider für mich. Ich habe mich oft gefragt, wie viel sie über unser Familienleben wusste. Sie starb 1978.

## In den Nachtwachen

### *Lobe den Herren*

Lobe den Herren,  
der künstlich und fein dich bereitet,  
der dir Gesundheit verliehen,  
dich freundlich geleitet;  
in wie viel Not  
hat nicht der gnädige Gott  
über dir Flügel gebreitet!  
*Joachim Neander*

O Gott, du bist mein Gott;  
früh suche ich Dich!  
Meine Seele dürstet nach Dir;  
mein Fleisch schmachtet nach Dir  
in einem dürren, lechzenden Land ohne Wasser ...  
Meine Seele wird satt wie von Fett und Mark,  
und mit jauchzenden Lippen lobt Dich mein Mund,  
wenn ich an Dich gedenke auf meinem Lager,  
in den Nachtwachen nachsinne über Dich.  
Denn Du bist meine Hilfe geworden,  
und ich juble unter dem Schatten Deiner Flügel.  
*Psalm 63,2.6-8*

Ich erinnere mich an keine Zeit, in der ich überhaupt nicht an Gott geglaubt hätte. Wann ich zum ersten Mal von Ihm gehört habe, kann ich nicht ergründen, aber an Ihn zu denken und zu Ihm zu beten, gehört zu meinen frühesten Erinnerungen.

Doch meine Vorstellung von Gott war unzureichend, denn ich wusste nichts von Jesus Christus oder vom Heiligen Geist; ich wusste nur irgendwie, dass Er mächtig, furchterregend und gut ist. Es kam mir nicht in den Sinn, dass Er liebevoll ist, und ich hätte nicht zu glauben gewagt, dass Er sich herablassen würde, mich zu lieben. Doch irgendwie zog Er mich an und ich sehnte mich nach Ihm.

Meine Familie lebte in einem winzigen Vierzimmerhaus, das im Zweiten Weltkrieg gebaut worden war. Die Häuser in unserer Umgebung waren bescheiden. Ihr einziger Zweck war, vorübergehende Unterkunft für Werftarbeiter zu bieten. Aber die meisten stehen heute noch.

Ich nehme an, wir waren arm. Wir haben nie ein Auto besessen. Unser kleines Haus wurde mit einem Ölofen beheizt, der im Wohnzimmer stand. Die Schuhe meines Vaters waren immer mit Karton ausgelegt wegen der großen Löcher in den Sohlen. Er arbeitete sehr hart – manchmal sogar sieben Tage in der Woche – und bis spät. Ich vermute, dass das Trinken und die häufigen Krankenhausaufenthalte meiner Mutter einen beträchtlichen Teil seines Einkommens aufzehrten. Trotzdem erinnere ich mich nicht, jemals

Mangel an Nahrung oder angemessener Kleidung gehabt zu haben.

Im Haus gab es zwei kleine Schlafzimmer. Das eine nannten wir Vorderzimmer und das andere Hinterzimmer. Das Vorderzimmer galt als Schlafzimmer meiner Eltern – wengleich meine Mutter jahrelang auf dem Sofa im Wohnzimmer geschlafen hat. Meine Schwester und ich teilten uns ein Doppelbett im Hinterzimmer.

Als ich zum letzten Mal von meinem Onkel heimkehrte, hatte eine verheerende Veränderung stattgefunden. Meine Schwester, damals fünfzehn, war ins Vorderzimmer umgesiedelt worden, um mit unserer Mutter zusammen zu schlafen. Ich musste mit meinem Vater zusammen im Hinterzimmer schlafen. Ich habe keine Ahnung, ob es irgendwelche Einwände gegeben hat oder nicht. Es hätte sowieso keine Rolle gespielt. Meine Mutter traf die Entscheidungen und gab die Anweisungen. Wir befolgten sie.

Jeder kann sich vorstellen, was die Folge solcher Umstände sein kann: Ein Mann, dessen Bedürfnisse seit Jahren nicht gestillt werden, schläft im selben Bett mit einem kleinen Mädchen, das nicht sein eigenes ist, während er versucht, mit langen, harten Arbeitstagen und einer alkoholabhängigen Ehefrau klarzukommen.

In jenem kleinen Zimmer wurde mir meine Unschuld wieder und wieder geraubt. Der körperliche Schmerz, die Furcht und die Schande waren unaussprechlich. Das Wissen, nirgendwo hingehen und niemandem davon erzählen zu können, erfüllte mich mit Schrecken. Ich wollte weglaufen, aber er drückte mich herunter; ich wollte schreien, aber er sagte mir, ich müsse still sein. So lernte ich über die Jahre – in jenem trostlosen Bett – nach Gott zu schreien. Während mir Tränen in die Ohren rannen und mein Vater an meiner Seite schlief, starrte ich zur Decke und betete.

Schenke meinem Gebet Gehör, o Gott, und verbirg dich nicht vor meinem Flehen! Höre auf mich und antworte mir! Ich bin unruhig in meiner Klage und stöhne vor dem Brüllen des Feindes, vor der Bedrückung des Gottlosen; denn sie wollen Unheil über mich bringen und befeinden mich grimmig! Mein Herz bebt in mir, und die Schrecken des Todes haben mich überfallen; und Zittern kommt mich an, und Schauer bedeckt mich. (Psalm 55,2-6)

In jenen einsamen Stunden fing ich an, über Gott nachzudenken. Wer war Er? Wo war Er? Wie konnte ich zu Ihm gelangen? Ich kam zum Schluss, dass Er meine Gebete sicher beantworten würde, wenn ich nur gut wäre. Als keine Erlösung eintrat und die Schläge und der sexuelle Missbrauch anhielten, kam ich zur Überzeugung: Das alles war so, weil ich so böse war.

Aber ich fuhr fort zu beten und in jenen sorgenvollen Momenten – wie in den »Nachtwachen« des Psalmisten – wurde Gott für mich mehr und mehr Wirklichkeit. Er bedeckte mich mit Seinen ausgebreiteten Flügeln. Mein Elend wurde zum Seil, mit dem Er mich zu sich hinzog.

Es ist gut für mich, dass ich gedemütigt wurde, damit ich deine Anweisungen lerne. (Psalm 119,71)

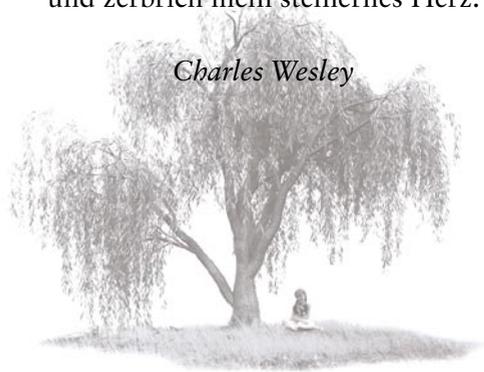
## *Ein böses Herz*

### *Gott ist hier*

Gott ist hier und an jedem Ort;  
Aber oh wie dunkel und leer für mich! –  
wie eine große Wildnis,  
ist diese Erde ohne meinen Gott.

Ohne Ihn, der alles erfüllt,  
ohne dass Er Sein Licht gewährt, –  
bis Er Sein wunderbares Selbst enthüllt,  
liegt der Schleier auf meinem Herzen.

Oh du, der du meinen Kummer siehst und kennst,  
Dir selbst ungesehen, unbekannt,  
erbarme Dich meines hilflosen Unglaubens,  
und zerbrich mein steinernes Herz.



*Charles Wesley*

Heutzutage ist es modern, ja beinahe erstrebenswert, Opfer zu sein. Jeder hat eine Geschichte zu erzählen und niemand lässt sich übertreffen, wenn es darum geht, wie schwer er missbraucht wurde. Sogar in christlichen Kreisen ist dies ein beliebtes Thema. Die Haltung, die diese Leidensgeschichten prägt, ist »Jemand hat mich verletzt und ist in meine Rechte eingedrungen. Dass ich das ausgehalten habe, zeichnet mich aus; es macht mich für Gott speziell. Er gibt mir jetzt die Harmonie, Freude, Zufriedenheit und Anerkennung, auf die ich schon immer Anrecht gehabt hatte – oder Er wird oder sollte sie mir irgendwann geben.«

Ein solches Denken ist ernsthaft verdreht, weil es auf der falschen Annahme basiert, dass Menschen von Haus aus gut seien und deshalb nur das Beste verdient hätten, was das Leben zu bieten hat. Wenn wir jedoch bereit sind, uns der Wahrheit der Schrift zu stellen, müssen wir zu einem ganz anderen Schluss kommen:

Überaus trügerisch ist das Herz und böseartig ... (Jeremia 17,9)

Es ist keiner gerecht, auch nicht einer ... Denn alle haben gesündigt und verfehlen die Herrlichkeit Gottes ... (Römer 3,23)

Wenn wir ehrlich sind, müssen wir bekennen, dass wir eher Gericht verdient haben als Mitleid. Wir haben schwerer ge-

gen einen heiligen Gott gesündigt, als unsere Peiniger gegen uns gesündigt haben.

Wenn unsere Augen für diese erstaunliche Tatsache geöffnet werden, dann müssen wir uns fragen, warum Gott das Gericht gegen uns so lange zurückgehalten hat. Ja, Sein schreckliches Gericht wurde nicht nur zurückgehalten, sondern hat Jesus getroffen, der keine Sünde kannte.

Fürwahr, Er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen ... Doch Er wurde um unserer Übertretungen willen durchbohrt, wegen unserer Missetaten zerschlagen; die Strafe lag auf Ihm, damit wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilt worden. (Jesaja 53,4-5)

Deshalb sollte es unsere eigene widerwärtige Sünde sein, die wir gegen einen heiligen Gott begangen haben und für die Christus gelitten hat, die uns mit Schmerz und Reue erfüllt – nicht die Sünde, die andere gegen uns begehen. Daher sind meine schmerzhaftesten Erinnerungen nicht diejenigen an den erlittenen Missbrauch, sondern diejenigen an die Bosheit meines eigenen Herzens. Wäre da nicht die mich zähmende Kraft Christi, wäre ich viel schlimmer als meine Peiniger je gewesen sind. Er allein hielt mich vor Schuld zurück. Meine Rechte wurden nie so verletzt wie die Seinen. Ich wurde nie so geschlagen wie Er. Ich war nie der Zurückweisung und Verspottung ausgesetzt, die Er erduldet.

Könnten wir doch einen Blick von dem erhaschen, was wir *wirklich* verdient haben. Natürlich können wir das, wenn wir bereit sind, auf das Kreuz zu schauen.

... denn ich erkenne meine Übertretungen, und meine Sünde ist allezeit vor mir. An dir allein habe ich gesün-

digt und getan, was böse ist in deinen Augen, damit du recht behältst, wenn du redest, und rein dastehst, wenn du richtest. (Psalm 51,5-6)

Äußerlich war ich ein williges und gehorsames Kind. Ich wollte unbedingt jemandem gefallen und geliebt werden. Aber das war keine Folge von innerer Güte und ich hatte auch kein gehorsames Herz. Mit sechs Jahren war ich sogar so mit Hass erfüllt, dass ich in meinem Herzen einen Mord beging.

Ab und zu nahm meine Mutter den Nachmittagsbus in die Stadt und ging den ganzen Abend auf Kneipentour. Sie nahm dann etwa um ein Uhr nachts den letzten Bus nach Hause. Diese Ausflüge ärgerten meinen Vater und er stand immer auf, wenn sie schließlich zur Türe herein torkelte (einmal schloss er sie sogar aus). Dann gab es jedesmal einen fürchterlichen Streit. Das Schreien, Fluchen und Schimpfen, das damit einherging, war unerträglich anzuhören. Ich erinnere mich an den dicken Kloß in meinem Hals und den stechenden Schmerz in meinem Magen, während ich zuhörte. Ich lag dann immer im Bett und drückte mir ein Kissen auf das Gesicht. Mein Herz schrie. Aber ich wagte es nicht, einen Laut von mir zu geben. Diese schreckliche Szene spielte sich während meiner Kindheit wieder und wieder ab.

Ich erinnere mich deutlich an eine jener Nächte. Der Streit war vorüber und mein Vater war zurück ins Bett gekommen und eingeschlafen. Wie immer ging meine Mutter sofort schlafen und ich konnte sie im Vorderzimmer schnarchen hören. Ich wurde übermannt von Hass auf sie. Es schaudert mich bei der Erinnerung daran, aber mir kam der Gedanke, dass ich sie einfach umbringen könnte. Ich stellte mir vor, wie ich in die Küche ging, ein Messer nahm, in das Zimmer meiner Mutter schlüpfte und sie erstach. Ich *wollte* es tun.

Als ich so dalag und den Mord in Erwägung zog, dachte ich: »Ich bin erst sechs. Wenn ich sie töte, muss ich für den Rest meines Lebens ins Gefängnis. Das wäre eine lange Zeit im Gefängnis.« Ich muss mich entschieden haben, dass es das nicht wert ist. So schloss ich meine Augen und schlief ein. Aber Gott erlaubte mir nie, diese bösen Vorstellungen zu vergessen, und ich wurde mir zunehmend meiner Sündhaftigkeit bewusst.

Ich schwindelte auch oft. Meine Familie und Schulkameraden zu hintergehen, war für mich Gewohnheit. Mit acht Jahren wusste ich zum Beispiel genau, wie viel Wodka, Gin und Whisky ich in den Abfluss leeren konnte, während meine Mutter schlief, ohne dass sie es am nächsten Morgen bemerken würde. Ich hoffte, dies würde sie davon abhalten, sich am nächsten Tag zu betrinken.

Wann immer eine Mitschülerin auf dem Heimweg fragte, ob sie zu mir nach Hause kommen konnte, erfand ich wilde Geschichten, um sie davon abzuhalten. »Meine Mutter hat mir gesagt, sie bohnerne heute alle Böden, deshalb kann ich niemanden mit nach Hause nehmen«, war eine davon. Ich erzählte meinen Freundinnen alles, nur nicht die Wahrheit. Einmal, als eine Lehrerin fragte, warum meine Eltern nicht am Elternabend teilgenommen hätten, sagte ich ihr, meine Mutter sei im Krankenhaus. Das war sie jedoch nicht. Ein anderes Mal erzählte ich einem Mädchen, das zu mir nach Hause kommen wollte, meine Mutter hätte eine schreckliche Krankheit und wenn sie hereinkäme, würde sie sich womöglich anstecken. »Du selbst hast dich aber nicht angesteckt«, erwiderte sie.

Das Schlimme war jedoch, dass ich mich sehr wohl angesteckt hatte. Es handelte sich um die Krankheit, unter der die ganze Menschheit leidet – die Sünde. Und ich war ohne Hoffnung, sie überwinden zu können.

*Wer bist du?*

*Oh Jesus, du stehst da*

Oh Jesus, du klopfst an  
und siehe, diese Hand ist voller Narben,  
und Dornen umgeben Dein Haupt,  
und Tränen haben Dein Gesicht verunstaltet:  
Oh Liebe, die alles Erkennen übersteigt,  
die so geduldig wartet!  
Oh Sünde, die nichts seinesgleichen kennt,  
so schnell versperrst du den Zugang!

*William W. How*



Arm mag ich sein – verachtet, vergessen,  
doch Gott, mein Gott, vergisst mich nicht;  
und der ist sicher und muss sein Ziel erreichen,  
für den der Retter gnädig sich einsetzt.

William Cowper

Meine Kindheit war geprägt von einem Gefühl, nirgendwo hin und zu niemandem zu gehören. Sogar mein Aussehen war ein Handicap – ein blauäugiger Blondschof mitten unter braunäugigen Braunhaarigen. Ich erinnere mich, wie ich mit meinem Vater unterwegs war und Fragen anhören musste wie: »Wo in aller Welt hast du denn die da her? Vom Milchmann?« Deshalb verursachte mir vielleicht der folgende Vorfall so viel Schmerz, dass ich immer noch seinen Stachel fühlen kann.

Susan bereitete es große Mühe, dass es mich überhaupt gab, und ihr Herz schmerzte sehr. Sie hatte ihre Mutter an den Alkoholismus verloren und ich denke, es muss für sie schlimmer gewesen sein als für mich, weil sie sich daran erinnern konnte, wie es »früher« in den Zeiten vor der Sucht war. Die Familie war zerrüttet. Es ist klar, dass sie all diesen Schmerz und dieses Elend mit mir in Verbindung brachte. Sie wurde bitter und böse; trotzdem habe ich Mitleid mit ihr. Wer weiß, wie anders ihr Leben verlaufen wäre, wenn ich nicht geboren worden wäre.

Weil wir kein Auto besaßen, bestellte meine Mutter den Großteil unserer Lebensmittel bei einem lokalen Lebensmittelhändler, der auch Hauslieferungen machte. Was immer uns zwischen den Lieferungen fehlte, kauften wir in einem der zwei nahe gelegenen Läden ein.

Eines späten kalten Nachmittags wurde meine Schwester, die zu diesem Zeitpunkt fünfzehn war, in den Laden geschickt und ich ging mit ihr. Ein Weg war etwa anderthalb Kilometer weit und ich als Vorschülerin wusste den Weg nicht allein. Susan war sich dessen bewusst. Sobald wir außer Sichtweite unseres Hauses waren, blickte sie mich mit Verachtung an und sagte: »Wer bist du? Ich kenne dich nicht.« Zuerst lachte ich nur und sagte: »Sicher kennst du mich. Ich bin deine Schwester.« Sie aber gab nicht nach. »Du bist nicht meine Schwester!«, schrie sie. »Ich habe dich nie zuvor in meinem Leben gesehen!«

Nachdem es etliche Minuten so weitergegangen war, geriet ich in Panik und bat sie aufzuhören. Sie ignorierte mein Flehen. »Geh weg von mir! Ich sagte dir doch, ich kenne dich nicht.«

Den ganzen Weg zum Laden, durch den Laden und zurück nach Hause, folgte ich ihr in meiner Ansicht nach sicherem Abstand. Es begann dunkel zu werden und ich hatte große Angst, dass ich sie aus dem Blick verlieren und mich verirren würde. Aber schlimmer als die Furcht war das Gefühl von Verwirrung und Schmerz. »Ich bin Glenda. Ich bin deine Schwester!« rief ich ihr fortwährend zu. Gelegentlich drehte sie ihren Kopf, ohne jedoch innezuhalten, und rief zurück: »Ich habe dir gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen! Ich kenne dich nicht!«

Mit meinen kurzen Beinen war es unmöglich für mich, mit ihr Schritt zu halten. Durch das ungleichmäßige Laufen musste ich nach Luft schnappen. Ich konnte meinen keu-

chenden Atem in der kalten Abendluft sehen und ich fühlte mich bis auf die Knochen durchgefroren. Als wir endlich um die letzte Ecke bogen und ich unser kleines Haus erblickte, wurde ich von Erleichterung überwältigt und begann zu weinen. Dieses Haus war für mich vorher nie ein Symbol für Sicherheit gewesen, aber an jenem Abend konnte ich es nicht erwarten, hereinzukommen, um festzustellen, dass das, von dem ich wusste, dass es Wirklichkeit war, tatsächlich Wirklichkeit war.

Mit neuer Energie beschleunigte ich meinen Lauf. Susan schaffte es einige Sekunden vor mir ins Haus. Sobald ich drinnen war, schlug ich die Türe hinter mir zu und lehnte mich nach Luft ringend dagegen, schaute mich im Wohnzimmer um und versuchte, in der vertrauten Umgebung Trost zu finden.

Susan kam aus der Küche ins Wohnzimmer, wo ich stand, Mutter dicht hinter ihr. Das verächtliche Grinsen auf ihren Gesichtern verwirrte und ängstigte mich. Meine Schwester zeigte auf mich und sagte: »Sieh, hier ist sie. Sie ist mir den ganzen Weg nach Hause gefolgt.« Mutter schaute mich an und erwiderte: »Du hast recht. Ich habe sie auch noch nie gesehen.« Dann drehte sie sich auf dem Absatz um und ging zurück in die Küche. Meine Schwester ging ins Vorderzimmer, um ihre Hausaufgaben zu machen und schenkte mir ein hämisches Lachen, als sie vorbeiging. Ich blieb zurück, mit offenem Mund, verletzt und vollkommen allein in der Welt – so dachte ich wenigstens.

Du weißt um meine Schmach, um meine Schande und Beschimpfung; meine Widersacher sind alle vor dir. Die Schmach hat mein Herz gebrochen, und ich bin elend; ich wartete auf Mitleid, aber da war keines, und auf Tröster, aber ich fand sie nicht. (Psalm 69,19-20)

Sexueller Missbrauch eines Kindes ist eine ungeheuerliche Sünde und die Vergewaltigung einer Kinderseele ebenso. Der Schaden von beidem scheint nicht wieder gutzumachen. Aber wie Dr. David Jeremiah in seinem Radioprogramm gesagt hat: »Unser Gott hat die Kraft, das Nichtwiedergutmachende wieder gutzumachen.« Das ist wahr, denn ich habe in beiden Bereichen Gottes Heilung erlebt, und es erfüllt mich mit einer Sehnsucht nach Ihm, wie sie die glücklichste Kindheit nicht bewirken könnte.

Jede Sorge, jedes Leiden sterblicher Geburt  
kommt in mitleidiger Liebe daher,  
das zögernde Herz von der Erde emporzuheben,  
und seinen Flug zu beschleunigen.

Und jeder Schmerz, der sich der Brust entwindet,  
und jede Freude, die stirbt,  
fordern auf uns, eine reinere Ruhe zu suchen,  
und auf heiligere Fundamente zu vertrauen.

James Montgomery

## *Fantasien, Lieder und Einsamkeit*

### *Deine gnädige Gegenwart*

Deine gnädige Gegenwart, oh mein Gott,  
beinhaltet alles was ich mir wünsche;  
deshalb – auch unter der Last des Elends –  
hört mein Herz auf, sich zu beklagen.

Herr, soll das Atmen meines Herzens  
vergebens zu Dir emporsteigen?  
Bekräftige meine Hoffnung, dass wo du bist,  
ich für immer sein werde.

Dann wird mein fröhlicher Geist  
die finsternen Stunden fortsingen,  
und auf den ausgebreiteten Flügeln des Glaubens  
sich erheben zu ewigen Tagen.

*Ann Steele*



Der Herr behütet dich;  
der Herr ist dein Schatten zu deiner rechten Hand,  
dass dich am Tag die Sonne nicht steche,  
noch der Mond bei Nacht.

Der Herr behüte dich vor allem Übel,  
Er behüte deine Seele;  
der Herr behüte deinen Ausgang und  
Eingang von nun an bis in Ewigkeit. (Psalm 121,5-8)

Eine riesige Trauerweide verwandelte unseren sonst uninteressanten, kleinen Hinterhof in meine persönliche Fantasiewelt. Im Sommer berührten ihre Zweige den Boden und unter diesem Blätterdach fühlte ich mich sicher, zufrieden und Gott nahe, unberührt vom Chaos und Kampf im nur wenige Meter entfernten Haus. Ich verbrachte zahllose Stunden unter jenen beschützenden Ästen, spielte mit Puppen, malte und zeichnete und sang seltsamerweise Loblieder zu einem Gott, denn ich noch nicht kannte.

Konnte sich der allmächtige Gott so um mich sorgen, dass Er Jahre, bevor ich empfangen wurde, eine Weide pflanzen sollte, um mich unter deren geschmeidigen Ästen vor den Stürmen des Lebens zu beschützen? Ich weiß, dass genau das tatsächlich so ist – und eine unendliche Zahl weiterer Gnadenerweise, die Er mir bot.

Der Herr ist meine Stärke und mein Schild;  
auf Ihn hat mein Herz vertraut,  
und mir wurde geholfen.  
Darum frohlockt mein Herz,  
und ich will Ihm danken mit meinem Lied. (Psalm 28,7)

Auch die Schule war eine wundervolle Atempause im Trauma meines Lebens zu Hause. Ich liebte sie. Ich wurde zu einer eifrigen Leserin, verlangte immer neue Bücher von meinen Lehrkräften – weil es zu Hause keine Bücher gab – und ich liebte die Fluchtmöglichkeit, die sie mir boten. Die Kunststunden waren meine liebsten und ich entwickelte Kreativität und ein Auge für die Farbe. Ich liebte es, mit anderen Kindern zu spielen, obwohl ich mich ihnen gegenüber immer zweitklassig fühlte. Das verursachte mir jedoch keinen seelischen Schmerz; ich akzeptierte es einfach als Tatsache und spielte weiter.

All jene Erinnerungen an die Schulzeit hatten einen bleibenden Einfluss auf mein Leben, aber nichts beeinflusste mich mehr als meine Stunden der Einsamkeit unter der Weide. Dort war mein Leben wohltuend und geregelt, ein starker Kontrast zu meiner restlichen Welt, in der das einzige, worüber ich mir sicher war, der Mangel an Sicherheit war.

Auch mein Vorstellungsvermögen war eine Gabe von Gott. Ich fantasierte oft über eine Mutter, die mich innigst liebte. Sie gab mir einen Gutenachtkuss und las mir Geschichten vor (meine wirkliche Mutter tat weder das eine noch das andere). Sie war meine geliebte, wenn auch erfundene Gefährtin durch viele dieser grausamen Jahre, in denen ich hätte zerbrechen können an der Last, die ich trug.

Im selben Jahr, als ich mit der Schule begann, fing ich auch an, eine kleine Methodistenkirche zu besuchen, nur

einige Häuser von unserem Haus entfernt. Ich war auf dem Weg zum Laden oft daran vorbeigegangen und sehnte mich danach, hineinzugehen. Ich dachte, Gott wohnte vielleicht dort und Er würde meine Gebete eher beantworten, wenn ich in einer Kirche betete. Dann traf ich in der Schule ein Mädchen, das dort zur Gemeinde ging. Sie erzählte mir von den Geschichten, die sie hörte und von den Liedern, die sie sang. Das genügte vollauf, um mich zu überzeugen. Ich ging nach Hause und fragte mutig meine Mutter, ob ich hingehen durfte. Ich ging fest davon aus, dass sie mich anschreien und schlagen würde.

Überraschenderweise sagte sie ja. Wie dankbar bin ich für ihre Einwilligung, denn die Jahre, die ich in jener Gemeinde verbrachte, waren ein wunderbarer Trost für mich.

Jeden Sonntagmorgen – ob es regnete oder ob die Sonne schien – machte ich mich fertig und ging zum Gottesdienst. Manchmal war ich die Erste. Wenn das der Fall war, ließ ich mich einfach auf der Vordertreppe nieder und wartete voller Freude und Erwartung.

Ich frage mich, wie ich für jene Leute ausgesehen haben musste. War mein Haar gebürstet? War ich sauber? Was dachten sie über das kleine Mädchen, das allein zur Kirche kam und während des Gottesdienstes einsam in der vordersten Reihe saß? Nahm mich überhaupt jemand wahr? Sorgte sich jemand? Ich weiß auf keine dieser Fragen die Antwort, aber eines weiß ich: Ich, die besonders sensibel für die Haltung und Meinung anderer war, fühlte mich dort nie zurückgewiesen oder ungewollt. Es war ein herrlicher Ort für mich, um zu wachsen und zu gedeihen.

Obwohl ich in dieser Gemeinde nicht das Evangelium hörte, hörte ich die biblischen Geschichten, die das Fundament für meinen zukünftigen Glauben legten. Ich lernte das Apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser

auswendig. Und vor allem lernte ich die kostbaren alten Glaubenslieder kennen (für mich waren alle neu): »Heilig, heilig, heilig«, »O dass ich tausend Zungen hätte«, »Unsterblich, unsichtbar«, »Das altraue Kreuz«, »Vertrau' und gehorch'«, »O süße Stunde des Gebets« und natürlich »Jesus liebt mich«. Ich sang sie inbrünstig im Gottesdienst und mit derselben Inbrunst sang ich sie unter der Weide. Ich mag nicht die ganze Lehre verstanden haben, die in diesen Strophen verborgen ist, aber ich war getröstet von den einfachen Wahrheiten, die ich sehr wohl verstand.

Ich lernte, dass Gott liebevoll ist, obwohl ich sicher war, dass Er mich unmöglich lieben konnte. Ich dachte auch gar nicht, dass Er das sollte. Meine bisherige Vorstellung von Seiner Macht und Größe verwurzelte sich tiefer in meiner Seele. Ich lernte, dass Er »drei Personen« ist. Ich sehnte mich danach, mehr zu wissen. Und in meinen Stunden der Einsamkeit war Er bei mir und leitete und lehrte mich durch die Gabe der Lieder.

Ich will dem Herrn singen mein Leben lang,  
meinem Gott lobsingen, solange ich bin.  
Möge mein Nachsinnen Ihm wohlgefallen!  
Ich freue mich an dem Herrn. (Psalm 104,33-34)

## Überraschung!

### *Gott meine Stärke*

Gott meine Stärke, in Dir allein  
sehe ich eine Zuflucht in Bedrängnis;  
warum hast Du Deine Hilfe zurückgezogen?  
Warum hast Du, Herr, mich verlassen?

Oh lass Dein Licht meine Schritte leiten;  
Deine Liebe und Wahrheit meinen Geist erfüllen;  
dass ich in Deinem Haus wohnen  
und Dich auf Deinem heiligen Berg anbeten darf.

Warum denn, meine Seele, bist du niedergeschlagen?  
Warum bist du verängstigt und betrübt?  
Hoffe auf Gott, auf Seine Barmherzigkeit,  
denn ich werde Seinen Frieden noch genießen.



Wrangham

Du hast es wohl gesehen!  
Denn Du gibst auf Elend und Kränkung acht,  
um es in Deine Hand zu nehmen;  
der Wehrlose überlässt es Dir,  
der Du der Helfer der Waisen bist! (Psalm 10,14)

Als ich in die fünfte Klasse kam, nahm das Verhalten meiner Mutter eine unheimliche Wende. Obwohl sie mehr trank als je zuvor, besuchte sie seltener die Bars. Sie trank nun meistens zu Hause und wurde zu einer Einsiedlerin, die sich aus der wirklichen Welt in ein ganz privates Reich zurückzog.

Fast die ganze Zeit, in der sie wach war, verbrachte sie – auf einem Barhocker sitzend – allein in der Dunkelheit unserer winzigen Küche. Sie trug nichts als einen Schlüpfer, Tag und Nacht. Sie trank, rauchte und manchmal murmelte sie vor sich hin. Bisweilen bellte sie meinem Vater oder mir Befehle zu, aber meistens nahm sie nicht an unserem Leben teil. Meine Mutter bestand bloß noch aus einer zornigen Stimme aus der Küche. Nachts war alles, was ich von ihr sah, das rote Glühen am Ende ihrer Zigarette.

Mein Vater verbrachte mehr und mehr Zeit außer Hause – er arbeitete jeden Tag und jedes Wochenende lang. Ich nehme an, das war seine Art und Weise mit dieser gepeinigten Frau zurechtzukommen, die unser Leben von ihrem zwei mal drei Meter großen Reich aus regierte. Meine Schwester

hatte drei Jahre vorher geheiratet und befand sich meistens außerhalb unseres Lebens. Einsamkeit hüllte mich ein.

Schuld war mein immerwährender Begleiter, denn ich glaubte, ich sei für diese ganze Misere und Not verantwortlich und es gäbe nichts, was ich tun könnte, um sie wieder gut zu machen, nirgends wo ich hingehen könnte, um Trost oder Rat zu bekommen.

Ich hasste meine Mutter immer noch. Nicht, dass ich das wollte. Das kleinste Zeichen von Zärtlichkeit oder Zuneigung ihrerseits hätte mich entwaffnet und ich hätte sie innigst geliebt; so schmal ist die Grenze zwischen Liebe und Hass! Aber da war weder Zärtlichkeit zu bekommen, noch gab es irgendeine Liebe für sie in meinem Herzen. Trotzdem hatte ich manchmal Mitleid mit ihr und sehnte mich danach, ihr zu gefallen; etwas zu tun, dass sie aus ihrer betrunkenen, undurchdringbaren Welt herausholen würde. Die ringende Suche danach, wie und wo es Abhilfe für meine zerbrochene Familie geben könnte, verzehrte mich. Es war eine erdrückende Last auf den Schultern einer Zehnjährigen.

Eine Nacht gegen Ende August jenes Jahres sticht aus allen anderen hervor. Als ich mich bereitmachte, zu Bett zu gehen, zögerte ich vor der Küchentüre; es grauste mir vor dem abendlichen Ritual, das ich mir selbst auferlegt hatte. Wie üblich war das kleine Glühen der Zigarette meiner Mutter alles, was ich sehen konnte, als ich in die dunkle Küche spähte. Ohne dass eine von uns ein Wort sprach, ging ich hinüber zum Barhocker, auf dem sie saß. Sie hielt ihre Wange hin und ich küsste sie. Dann winkte sie mich mit ihrer Hand weg und ich verschwand schnell – dabei wünschte ich mir, ich könnte genauso einfach aus ihrem Leben verschwinden. Ich wusste, sie wünschte sich dasselbe.

Das wäre nicht anders gewesen als an jedem anderen Abend, abgesehen von einem Detail: Mein Vater kam später

als üblich zu Bett und deshalb hatte ich Zeit zum Nachdenken. *Was kann ich tun, damit Mutter mich liebt? Was würde sie glücklich machen?*

Plötzlich kam mir eine wunderbare Idee. Na klar! Warum habe ich nicht schon früher daran gedacht? Ich organisiere eine Geburtstagsfeier für sie! Ihr Geburtstag ist erst im November. Ich habe noch viel Zeit. Aber nein, sie wird mich das nie machen lassen. Sie wird denken, ich wüsste nicht wie. Okay, dann organisiere ich einfach eine Überraschungsfeier für sie! Das kann ich. Ich weiß, dass ich es kann! Ich war auch schon auf Geburtstagsfeiern. Das ist doch keine Kunst: Kuchen, Eis, Ballonspiele. Es wird ein großer Spaß und sie wird es lieben. Sie wird mich lieben!

Wilde Gedanken wirbelten durch meinen Kopf und meine Aufregung wuchs.

Oh, aber warte mal. Feiern kosten Geld und ich habe kein Geld. Woher kann ich welches bekommen? Dieses Problem dämpfte sofort meine Gedanken, aber nur für kurze Zeit.

Das ist es! Mein Essensgeld. Lass mal sehen. Wenn die Schule wieder beginnt, werde ich dreißig Cent pro Tag für das Mittagessen zur Verfügung haben. Bis am 11. November werde ich hmm ... Ich stieg aus dem Bett, um einen Kalender und Papier zu holen. Wow! Ich werde dann etwa vierzehn Dollar haben. Mit diesem Geld kann ich eine großartige Party steigen lassen.

Das war die beste Idee, die ich je gehabt hatte. Ich konnte mich nicht erinnern, je so glücklich gewesen zu sein.

»Lieber Gott«, betete ich, »hilf mir, eine gute Feier für meine Mutter zu organisieren. Und mach, dass sie aufhört zu trinken. Oh und mach, dass sie mich liebt, wenn du kannst. Amen.«

Das Schuljahr begann und ich sparte treu jeden Tag mein

Essensgeld. Ich erinnere mich nicht, besonders hungrig gewesen zu sein wegen all dieser ausgelassenen Mittagessen. Ab und zu gab mir jemand einen Apfel oder einen Keks oder ein Sandwich, das er nicht mochte. Hunger war sowieso keine wirkliche Last, verglichen mit dem Hunger der Seele und des Geistes, den ich schon mein ganzes Leben lang ertragen hatte. Die Liebe, die ich erwartete, war jedes Opfer wert.

Als die Tage kürzer und kühler wurden, wurde mein Plan konkreter und detaillierter. Wie ich Mutter an ihrem Geburtstag aus dem Haus bringen konnte, um alles vorzubereiten, war mir lange ein Rätsel. Nachdem ich verschiedene Szenarien durchgespielt hatte, entschied ich mich für das meiner Ansicht nach am wenigsten Riskante. *Ich muss Tantchen überzeugen, mir zu helfen. Das ist meine einzige Chance.*

Ich rief Tantchen an und weihte sie ängstlich in den Plan ein. »Du darfst es niemandem sagen, Tantchen, oder du wirst alles verderben«, sagte ich.

Sie schien die Feier eine gute Idee zu finden und versprach ihre Hilfe. Dass dieses Jahr der 11. November auf einen Samstag fiel, machte alles einfacher. Es war keine Schule und Tantchen musste nicht arbeiten. Sie würde Mutter und Vater zum Mittagessen ins Restaurant einladen, um Mutters Geburtstag zu feiern, und bis sie zurückkehrten, hätte ich alles vorbereitet.

Zuerst wies Mutter den Vorschlag ab, sie sagte, dass ein fünfzigster Geburtstag nichts zu feiern und ihr sowieso nicht zum Ausgehen zumute sei. Aber Tantchen blieb hartnäckig und Mutter willigte schließlich ein. *Uff! Ein Problem gelöst.*

Eine Bäckerei in der Umgebung hatte mich schon immer angezogen mit ihren verführerischen Schaufensterauslagen und dem köstlichen Duft von frischgebackenem Brot. Eines

Tages Anfang November betrat ich auf meinem Nachhauseweg von der Schule stolz die Bäckerei und ließ meinen abgewetzten Geldbeutel auf die Theke plumpsen. Eine füllige, großmütterliche Frau mit gütigem Gesicht kam aus einem Hinterzimmer und wischte ihre mehligten Finger an ihrer weißen Schürze ab.

»Kann ich dir helfen, Liebes?« fragte sie.

»Ich möchte einen Kuchen bestellen.«

»Was für einen Kuchen?« Sie zog einen Bleistift aus ihrem hochgesteckten, grauen Haar und brachte ihn in Schreibposition.

»Einen schönen Kuchen«, antwortete ich und wunderte mich, warum sie nach dem Offensichtlichen fragen musste.

Sie zeigte geduldig auf die verschiedenen Arten von Kuchen, die sie backte und fragte, wie viele Leute ich denn damit bewirten wollte.

Ich zählte alle mit meinen Fingern ab – meine Tanten und meinen Onkel, Mutter, Vater und ich natürlich, und neun Nachbarn. Das macht alle zusammen fünfzehn. Sie empfahl mir ein Viertel eines Blechkuchens, aber ich hatte mein Auge auf eine wunderschöne runde zweilagige Torte geworfen! Sie meinte, die sollte auch gut reichen, wenn ich die Stücke nicht allzu groß schneide.

»Das werde ich nicht«, versprach ich.

»Möchtest du, dass auf der Torte etwas steht?«

»Oh ja. Schreiben Sie es mit so hübschen Blumen, wie bei dieser da« – ich zeigte auf eine Torte in der Vitrine – »und schreiben Sie ›HAPPY BIRTHDAY, MUTTER‹ drauf.«

Sie sah mich mit ihren leuchtenden blauen Augen mit einer solchen Freundlichkeit an, wie ich sie noch nie gesehen hatte. »Du hast eine sehr glückliche Mutter«, sagte sie.

Ich war verzückt. Ich lächelte sie fröhlich an, unfähig, mein Glück zu verbergen.